

Unter denen, die zum Fest nach Jerusalem gekommen waren, um Gott anzubeten, waren auch einige griechisch sprachige Menschen. Diese nun gingen zu Philippus – dem aus Betsaida in Galiläa – und baten ihn: „Herr, wir möchten gerne Jesus sehen.“ Philippus ging und sagte es Andreas; Andreas und Philippus gingen und sagten es Jesus. Jesus antwortete ihnen: „Die Zeit ist gekommen, dass der Glanz des Menschensohnes sichtbar werde. Wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn, das in die Erde fällt, nicht stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, trägt es viel Frucht. Alle, die ihr Leben lieben, verlieren es; und alle, die ihr Leben in dieser Welt gering achten, werden es bis in das ewige Leben bewahren. Die mir dienen sollen mir folgen; und wo ich bin, dort werden auch sie sein. Alle, die mir dienen, die wird Gott ehren, weil er mein Ursprung ist.“

Liebe Gemeinde

Heute feiern wir den Lätare-Sonntag. Lätare heisst übersetzt: „Freue dich!“ Die Sonntage vor Ostern tragen lateinische Namen, nach den Anfangsworten des sog. Introitus, des Eingangspsalms der römisch-katholischen bzw. lutherischen Liturgie. Der ganze Text für heute lautet: „Freue dich, Stadt Jerusalem, und kommt zusammen alle, die ihr sie liebt! Seid fröhlich mit ihr, alle, die ihr (über sie) traurig wart. Freut euch und trinkt euch satt an der Brust eurer Tröstung.“ (Jes 66,10–11)

Die anderen Sonntage heissen: Invokavit, Reminiszere, Okuli, Judika und Palmarum (der Palmsonntag). Lätare steht genau in der Mitte: ein Sonntag der Freude inmitten der Passionszeit!

Es ist eine leisere Freude als die Osterfreude. Und das ist vielleicht ganz passend, weil unser Blick in diesen Wochen auf das Leid so vieler Menschen fällt. Manche Baslerinnen und Basler haben sich sogar gefragt: Kann man angesichts der Geschehnisse in Japan mit gutem Gewissen Fasnacht feiern? Kabarettistische Sendungen wie Giacobbo/Müller wurden aus dem Fernsehprogramm genommen. Nicht alle waren sich in diesem Punkt einig. Darf man lachen, sich unterhalten, wenn andernorts Menschen ums Überleben kämpfen? Andererseits: Was nützt es diesen Menschen, wenn wir uns das Lachen verbieten? Gibt es nicht wirkungsvollere Arten der Solidarität?

All dies sind Variationen der Frage: Freude und Leid, wie hängt das zusammen?

Wie können und wie sollen wir umgehen mit dem Leid, auch mit dem Leid anderer, das uns nicht betrifft, uns aber gleichwohl betroffen macht?

Wie sollen wir damit umgehen? Nicht mit-leid-los, so viel ist sicher. Aber wenn wir mitleiden, uns berühren lassen vom Leid und von der Angst (der japanischen Bevölkerung, der libyschen Bevölkerung, der Bevölkerung der Elfenbeinküste...), haben wir dann nicht erst recht das Bedürfnis, auch einmal Pause zu machen, an etwas anderes zu denken, uns der Leichtigkeit des Seins zuzuwenden? Das hält ja sonst kein Mensch aus! Brauchen wir nicht solche Unterbrechungen, im Mitleiden, in der Betroffenheit, im Trauern?

Die Passionszeit diente früher der Besinnung auf das Leiden Christi. Das war einerseits deshalb von Bedeutung, weil die Menschen das Leiden, das Christus auf sich genommen hat, als Möglichkeit der Erlösung sahen. „Er hat für uns gelitten“, das heisst auch: an unserer Stelle, damit unsere Schuld uns nicht angerechnet wird. Diese, für uns heute nicht mehr so selbstverständlich nachvollziehbare, Deutung war wichtig, sie ist aber nur ein Aspekt. Das Leiden Christi wurde auch vergegenwärtigt, um sich für menschliches Leiden überhaupt zu sensibilisieren und für das Leiden der ganzen Kreatur. Daran denkt man ja sonst nicht so gerne. Wenn es einen nicht selber betrifft, ist man eher froh, sich nicht mit

dem Leiden auseinandersetzen zu müssen. Aber während der sieben Wochen der Passionszeit überwand man seine Verdrängungsmechanismen, um offener zu werden für das Leid und damit offener für die Menschen, die leiden. Andernfalls besteht immer die Gefahr, dass man sich, weil man das Leiden nicht sehen mag, von den Menschen zurückzieht.

Die Passionszeit war also eine Art Übung, die verständlichen Schutzmechanismen, die wir Menschen haben, Wegschauen, Verdrängen, Leugnen usw., zu durchbrechen, um nicht mitleid-unfähig zu werden. Es ist eine anspruchsvolle Übung. Damit sie nicht zur Überforderung wird, wurden bewusst Momente eingebaut, an denen das selbstaufgelegte (Mit-)Leiden unterbrochen wurde. Seit dem 11. Jh. wird, auch in der katholischen Kirche, an den Sonntagen der Fastenzeit nicht mehr gefastet. Und es wurde nicht an allen Sonntagen ausschliesslich das Leid thematisiert, sondern die Freude erhielt einen festen Platz. Noch nicht die ausgelassene, fast übermütige Osterfreude. Aber ein Vorgeschmack darauf.

„Das hält doch sonst kein Mensch aus!“ Das mögen sich die Menschen schon damals gesagt haben, als sie Lätare einführten. Aber ist es nicht auch so, dass selbst im eigenen erlebten Leid, in der eigenen Trauer, nicht nur Dunkel ist und Qual, sondern auch Momente der Freude – es können Sekunden sein, es können ganze Tage oder Wochen sein oder vielleicht nur Bruchteile von Sekunden? Ist es nicht so, dass auch wenn man selbst traurig und verzweifelt ist, es nicht ausgeschlossen ist, dass einen plötzlich trotzdem etwas freut oder glücklich macht?

Ich will nicht leugnen, dass es lange Phasen geben kann, wo einem wenig Freude möglich ist. Wo man nicht in der Lage ist, Schönes zu sehen. Wo einem selbst Dinge, die man eigentlich gerne hat, keine Freude machen. Aber ich sage das mit der Freude so deutlich, weil manchmal Menschen fast ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie in Zeiten der Trauer, wo auch jeder versteht, dass sie traurig sind, plötzlich trotz allem fröhlich sind und lachen. Manchmal wird das fast schlechter verstanden. Oder man ist selbst unsicher: Darf ich jetzt Glück empfinden oder das Bedürfnis nach Leichtigkeit, Fröhlichkeit?

Der Lätare-Sonntag symbolisiert genau das: Es ist nicht ungewöhnlich, dass im Leid Fröhlichkeit aufblitzt. Es ist nicht „unpassend“, sondern eher ein Zeichen dafür, dass man nicht ganz vergessen hat, wie schön die Welt auch sein kann. Und es ist ein Vorgeschmack auf eine zukünftige Freude, die man wieder empfinden können wird, wenn man sich vom gegenwärtigen Leid etwas erholt hat. Es ist, würde ich sogar sagen, eine Vorahnung von Ostern. Oder vielleicht ist es bereits Ostern, die Erkenntnis, dass Passion und Auferstehung sich nicht trennen lassen, dass im Leid immer auch Auferstehungsfreude schlummert – und plötzlich ausbrechen kann.

„Wenn das Weizenkorn, das in die Erde fällt, nicht stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, trägt es viel Frucht. Alle, die ihr Leben lieben, verlieren es; und alle, die ihr Leben in dieser Welt gering achten, werden es bis in das ewige Leben bewahren.“

Jesus verwendet das Bild vom Weizenkorn, als er von seinem bevorstehenden Tod spricht. Er „warnt“ damit die griechisch sprachigen Männer und Frauen, die sich ihm anschliessen wollen: Seine Botschaft und sein Lebensweg ist keine harmlose Sache, sondern eine, die Hingabe verlangt und auch Risiken beinhaltet. Gleichzeitig tröstet Jesus mit diesem Bild seine Jüngerinnen und Jünger. Es wird zwar so aussehen, als hätte er sie verlassen, aber so ist es nicht. In Wahrheit kommt er wieder und ist auf eine andere, neue Art bei ihnen. Es wird zwar so aussehen, als hätte er sein Leben verloren, aber in Wahrheit geht nichts verloren. Leben verändert zwar seine Form, aber es bleibt „in die Ewigkeit hinein bewahrt“. Und auch dort, wo Leben in seiner bisherigen Form endet, kennt Gott Wege, wie es immer noch Frucht bringen kann.

Jesus macht seine Zuhörer mit einer neuen Logik vertraut und hilft ihnen dadurch, das Leben und die Welt besser zu verstehen. Eigentlich ist es keine sehr abwegige Logik. Es ist die Logik der Wachstumsprozesse, wie sie in der Natur ablaufen.

Wir verstehen unter Wachstum heute oft einen kontinuierlichen Prozess, wo etwas immer mehr oder immer grösser wird. Wirtschaftswachstum z. B. Das ist aber ein etwas eindimensionales Denken, das wichtige Punkte ausser Acht lässt.

In der Natur verläuft der Wachstumsprozess meist nicht so stetig, sondern er durchläuft verschiedene Phasen, die sich z. T. komplett voneinander unterscheiden. Eine Raupe zum Beispiel spinnt sich ein, verpuppt sich, entwickelt sich von der Larve zum Schmetterling, verlässt den Kokon und entfaltet sich zu neuem Leben. „Zu einer schöneren Form von Leben“, würden wir vielleicht sagen. Aber auch das ist eine beschränkte Sichtweise. Uns gefällt ein bunter Schmetterling eben besser als eine Raupe, die den ganzen Tag Blätter frisst. Die Natur kennt solche Wertungen nicht. Für sie hat jedes Entwicklungsstadium seinen eigenen Wert und seine eigene Qualität. Weder wird alles immer besser, noch wird alles immer schlechter. Vielmehr ist es erstaunlich und faszinierend, wie jede Lebensform auf ihre Art ganz wunderbar funktioniert.

Was man in der Natur beobachten kann, gilt möglicherweise für alles Dasein. Mit unseren Kategorien der Steigerung und des Fortschrittes kommen wir irgendwann an eine Grenze. Sei es, dass wir begreifen, dass die Ressourcen unseres Planeten begrenzt sind, sei es, dass wir merken, dass es im Leben nicht immer nur bergauf geht. Irgendwann ist der Zeitpunkt da, sich auf eine andere Art von Denken und Fühlen einzulassen, wo es weniger um Steigerung, sondern eher um eine Vertiefung oder Verdichtung geht und um eine Wertschätzung dessen, was da ist. Wo es darum geht, Dinge aufmerksamer und sensibler wahrzunehmen.

Diese Art von Veränderung scheint mir auch typisch zu sein für Beziehungen zwischen Menschen. Und sie ist typisch für innere, für seelische Prozesse: wenn wir im Leben vorwärtsschreiten, wenn wir die Herausforderungen einer neuen Lebensphase erleben und v. a. wenn wir Erfahrungen verarbeiten müssen, die mit Trauer, Wehmut und Schmerz verbunden sind.

Bilder wie das vom Weizenkorn, das in der Erde schlummert, und plötzlich wächst eine Ähre empor, die sogar noch andere Körner in sich trägt, solche Bilder vermitteln Trost.

„Trost“ ist ein wenig ein abgegriffenes Wort. Was sollte Trost bedeuten für einen Menschen, der unter den Trümmern eines Erdbebens seine Familienangehörigen sucht? Wie wollte man solch einem Menschen das Vertrauen vermitteln, dass das Leben sich am Ende durchsetzt und dass nichts wirklich verloren geht?

In einem Nachrichtenbeitrag über Japan sagte ein Mann, er mache weiter, weil es ja irgendwie weitergehen muss. Ganz pragmatisch. Vielleicht fasst das bereits alles zusammen, was man in einer derartigen Situation sagen kann: Es geht weiter, weil es weitergehen muss. Und irgendwann, vielleicht, gewinnt man ein Stück Leben zurück, neues Leben, nicht unbedingt besser als das vorher, vielleicht nie mehr so gut, nie mehr so glücklich. Aber so, dass man sagt: Es ist gut, zu leben.

Wann dieser Moment ist, wo man nach einer schwierigen Phase wieder Hoffnung schöpft oder wo man nach einer Phase des langen Wartens plötzlich einen Durchbruch erlebt, das lässt sich nicht genau vorhersagen. Ebenso wenig wie der Zeitpunkt, wann ein Samenkorn aufbricht und das Grün des Halmes hervorkommt. Doch es passiert – und es gibt keinen falschen Moment dafür. Das Wunder, dass im Leiden und in der Trauer auch die Erfahrung der Freude möglich ist, wird Realität – und wir sollten diese Realität zulassen!

Wir müssen uns weder unserer Trauer noch unserer Freude schämen. Es ist so, dass Schlimmes geschieht in der Welt und dass im Schlimmen Hoffnungsvolles und im Hoffnungsvollen Schlimmes geschieht. Aber die Hoffnung ist das, was uns lebendig erhält, was uns erlaubt zu handeln und Hilflosigkeit auszuhalten.

Einige Fernsehbeiträge versuchten, innerhalb der Katastrophe ganz bewusst Lichtblicke zu zeigen: eine Frau, die zwischen den Trümmern von Häusern ein gesundes Kind zur Welt brachte. Einen Mann, der den Tsunami überlebte und einige hundert Meter von der Stelle entfernt, wo einmal sein Haus stand, ein altes Fotoalbum fand, wohlbehalten, mit den Fotos aus seiner Kindheit. Für ihn ist das ein Trost, und für die Fernsehzuschauerinnen und -zuschauer ist es ein Moment des Durchschnaufens und der Entlastung in all den Schreckensmeldungen.

Wir können immer nur versuchen, einen guten Weg zu finden zwischen Mitgefühl und Selbstschutz, zwischen dem Mut, uns dem Schwierigen zu stellen, und dem Wunsch nach Unbeschwertheit.

Ich finde es keine leichte Entscheidung, welche TV-Sendungen man nach Katastrophen-Ereignissen ausstrahlt und wie genau man feiert, wenn anderswo Menschen Trauer tragen. Mit diesen Entscheidungen sind wir jedoch eigentlich immer konfrontiert, das ganze Jahr hindurch; in den letzten Wochen war es lediglich zugespitzt.

Die Passionszeit gibt sozusagen exemplarisch, als Vorbild für das ganze Jahr und für das ganze Leben, eine Anleitung, wie man mit Leiden umgehen kann, wie man aber auch mit dem Phänomen der Freude im Leid umgehen kann. Der Lätare-Sonntag gibt dieser Freude einen Raum; dieser speziellen, leisen Art von Freude, die die Schwere des Leids unterbricht und es sich nicht verbieten lässt, das Leben zu feiern. Die Sonntage der Passionszeit unterbrechen das Gebot des Fastens, und Ostern gerät während dieser ganzen Zeit nie völlig aus dem Blick. Ostern ist das hoffnungsvolle Licht, das auf die ganze Zeit, auf das ganze Leben fällt. Ohne dieses hoffnungsvolle Licht könnten wir gar nicht handeln – nicht wir, nicht die Helferinnen und Helfer in Japan, nicht die Menschen, die in Libyen und in anderen Ländern für ihre Freiheit auf die Strasse gehen und kämpfen. In der kirchlichen Tradition spiegelt sich diese Hoffnung in den liturgischen Farben. Eigentlich wäre die liturgische Farbe für die Fastenzeit Violett. An Lätare jedoch ist es erlaubt, statt des Violetts Rosa zu gebrauchen. Da schimmert das österliche Weiss gewissermassen schon hindurch. Diese Hoffnung soll in unserem Herzen, in unserem Verstand und in unseren Taten Kraft gewinnen. Und wenn das dann Freude in uns auslöst, so ist das ganz natürlich und wir dürfen diese ganz unbefangen genießen.

Amen.

*Gehalten von Pfarrerin Kirsten Jäger, am 3. April 2011
Evangelisch reformierte Kirchgemeinde*